

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 13 (1919)
Heft: 2

Artikel: Gedanken über Pazifismus ; Gedanken über den Militarismus (als Antwort auf den vorstehenden Vortrag von Herrn Oberst Wildbolz)
Autor: Wildbolz / Stückelberger, L.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-134474>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gedanken über Pazifismus.¹⁾

Verehrte Herren,

Sie dürfen von mir keinen wissenschaftlichen Vortrag mit reichen und wohlgewählten Zitaten, ein Ergebnis sorgfältiger Forschung erwarten. Ich bin dazu nicht befähigt, denn ich bin ein Laie, mir fehlt leider die akademische Bildung, auch die Zeit und die Möglichkeit der Konzentration.

Ich muß mich begnügen, einfach aus meiner Empfindung, aus meiner Auffassung, aus dem Eindrucke heraus zu sprechen, den die Ereignisse und Zusammenhänge in mir hervorrufen. — Nichts Vollständiges kann ich Ihnen bringen, und meist werde ich an der Oberfläche der Dinge bleiben, Ursprünge und Ursachen nicht immer richtig erfassen. Wahrscheinlich bleibt mein Sinn oft am geliebten kleinen Lande hängen und entbehrt der Weite; — ich bin halt ein Kind meiner Scholle.

Vielleicht aber hat es Wert, Einen zu hören, der mitten im Trubel drin steht, an den alles aus Armee und Volk von der Jugend und aus ältern Generationen sehr direkt, unvermittelt und unverarbeitet herankommt.

Ich möchte ausgehen vom altbekannten Satz Moltkes (Brief an Bluntschli, 11. Dezember 1880):

„Der ewige Friede ist ein Traum und nicht einmal ein schöner und der Krieg ist ein Glied in Gottes Weltordnung. In ihm entfalten sich die edelsten Tugenden des Menschen: Mut und Entsaugung, Pflichttreue und Opferwilligkeit mit Einsetzung des Lebens. Ohne den Krieg würde die Welt im Materialismus versumpfen.“

Dieser Satz scheint heute kaum mehr Anspruch auf volle Geltung erheben zu dürfen; denn der Weltkrieg ruft allgemein — und täglich mehr — einer Revision militärischer und auch der frühern pazifistischen Ideen.

Moltke sprach unter dem Eindruck großer Kriege, welche zur Erfüllung alter, hoher und schöner Ideale seines Volkes geführt und an deren Verwirklichung eine seltene Reihe großer Männer mitgewirkt hatten. Er hat die Kriegsführung und die Erziehung der Heerführer in ein System gebracht, dessen fachliche Vortrefflichkeit gerade im Weltkriege dadurch sich bewährt, daß eigentlich alle unter dessen Herrschaft arbeiten und wirken.

Von jenen Kriegen hatten Freund und Feind relativ rasch sich erholt; sie waren bald gefolgt von einer Zeit unerhörten Aufschwunges aller Länder und Völker, eines mächtigen Aufstieges

¹⁾ Vortrag in der Sektion Bern der Neuen Helvetischen Gesellschaft, anfangs Januar 1918.

aller Zweige menschlicher Tätigkeit. Und jener Zeit entsprang sogar ein vermehrtes Fühlen für die Pflicht der Begüterten und der Glücklichen gegenüber den viel zahlreichern andern.

Dem gegenüber aber trat bald auch in Erscheinung eine gewaltige und immer sich steigernde Mechanisierung aller Vorgänge, eine erbarmungslose maschinelle Gesetzmäßigkeit, welche den Einzelnen in ein schwirrendes Räderwerk hineinriß, sein Handeln regelte und seine Individualität zu ertönen drohte. Immer mächtiger wurde alles in ungeheurer anwachsende Gruppierungen (Konzerne) zusammengefaßt, deren höchstes und einziges Ziel die Zweckmäßigkeit war.

Man sah und sieht eine Welt werden, die nur noch aus wenigen großen Direktoren, einem Heer von Beamten und ungezählten Schaaren von Arbeitern besteht.

Moltke sah — als Greis — nur noch die Anfänge dieses Werdens und dieser Wendung.

Vor ihm war bis zu den Revolutions- und Befreiungskriegen, der Krieg viele Jahrhunderte lang ein Handwerk einer Kaste gewesen. Den Weltkrieg in seiner heutigen Form hat Moltke wohl kaum geahnt (vgl. Moltkes Briefe, Seite 139, vom 14. Mai 1890). Sein Wort muß aus seiner Zeit heraus beurteilt werden, es verliert dann an scheinbarer Härte und Grausamkeit.

Es ist auf Grundlage heutigen Erkennens auf seine jetzige und künftige Bedeutung zu prüfen.

Die Zeiten, wo Kriege Sache von Berufsheeren waren, sind vorbei. Daß Kriege nicht mehr Sache der Regierungen und ihrer Diplomatie bleiben, dafür wird wohl die kommende Zeit und werden die Völker sorgen. Zum Kriegsführen gehört künftig das ganze Volk; wir dürfen bei unserer weitem Betrachtung von diesen Tatsachen ausgehen.

In die Befreiungskriege trieben die Preußen ihren König — in den Krieg gegen Oesterreich führte der König sein Volk wider dessen Willen. — 1870 stürzte sich das deutsche Volk in den Krieg, weil es etwas großes, längst Erträumtes und Ersehntes werden sah.

Mit dumpfer Entschlossenheit, als ein furchtbares Verhängnis, traten die Völker 1914 in den Weltkrieg. Kein hohes Ziel, kein reines Ideal schwebte ihnen vor und leitete sie. Alle glaubten sie, ihre Existenz retten, Einem wehren zu müssen, der sie vernichten wollte.

So reden all die bunten Bücher der Regierungen, so glauben all die Völker. Wir haben nicht zu richten.

Wer trieb denn und wer ist schuld, was ist die Ursache?

Einstimmig antwortet alles: Der Materialismus, der immer rücksichtsloser, immer aboluter herrschte, er, der höh-

nend jedes Ideal zur Seite drängte und tötete, er, dessen Mittel die Gewalt und dessen Ziel der Besitz war.

Aus diesem Materialismus heraus ist jener wütende Konkurrenzkampf entstanden, der immer klarer auf die Waffenentscheidung hindrängte. Es wurde zu Rüstungen geschritten, welche vor wenig Jahren ein fast schwindelndes Tempo einschlugen.

So wurde der moderne Militarismus geboren, der jetzt zum Schreckgespenst Europas geworden ist und ihm gegenüber wuchsen die Scharen, welche seinem Gegensatz: dem Pazifismus jubelten und seinen Sieg über die Welt erstrebten.

Das eine betrachtete man als eine bittere Notwendigkeit, das andere als einen schönen, aber fernem, nie realisierbaren Traum.

Man begnügte sich mit einigen Kongressen und Resolutionen und mochte oder wollte an grauenhafte Möglichkeiten nicht denken.

Vor dem Weltkrieg gab sich die Menge wohl kaum volle Rechenschaft von der Furchtbarkeit und von der Bedeutung dieser Gegensätze. Jetzt erst ist die Welt erwacht!

Unendlich größer, als man je sich vorstellte, ist der Umfang des Krieges, ist die Zahl der Opfer, sind die Verwüstungen und die Greuel der Kriegsführung geworden. Letztere nahm Formen an, denen kein Menschenherz mehr gefühllos gegenüberstehen kann, und im Vergleich zu denen, die in der Verwundetenpflege gemachten Fortschritte kaum in Betracht fallen. Auch dem Soldaten, dem sein Beruf das Höchste und Schönste war, ekelt heute vor dem Geschehen und vor dem Verbrennen und dem Vergiften und dem Ersäufen und Verschütten und Ersticken!

Er, der früher für sein Vaterland und seine Pflicht tapfer der ehrlichen Kugel und dem scharfen Stahl getrozt hatte, ist heute dem Verfahren einer raffinierten Kriegswirtschaft ausgeliefert, welcher teuflische List Millionen in den nimmersatten Schoß wirft.

Aus dem stolzen Führer ist ein Mathematiker geworden, der in voller Sicherheit und ungestörter Ruhe weit hinter der Front rechnet mit der Stärke seiner Schutzbauten, mit dem Massengewichte seiner Geschosse und mit der Wirkung seiner Chemikalien! Schon sind dafür ganz bestimmte Formeln aufgestellt, nach denen der „Einsatz“ und der wahrscheinliche „Erfolg“ kalkuliert werden und jener Einsatz und jener Erfolg sind so und so viel warmherzige Menschen, von denen Jeder eine Hoffnung, einen Wert bedeutet für andere, vielleicht für viele!

Und niemand weiß mehr, wofür sie fallen! „Für den Sieg“, heißt es! Aber was bringt heute der Sieg? Das Aufhören ist das Höchste, was viele erhoffen! Vermag der Sieg der Welt etwas Besseres, Größeres zu bringen? Die Einen sagen es, ob sie es wirklich meinen? Wissen kann es niemand!

Aus künftiger schrankenloser Herrschaft einzelner oder auch einer Rasse wird wohl kaum je dauernd Gutes und sittlich Hohes entstehen. Was soll dann werden?

So etwas wie solchen Krieg, darf die Welt nicht mehr sehen, rufen sie alle. Die, welche mitten drinn, und die, welche drum herum stehen, die Soldaten wie die Bürger daheim.

Ein gewaltiger Wille zum Frieden packt alle und er wird sich durchsetzen, wohl anders als die Leitenden einst meinten und anders als überhaupt menschliches Denken es vorauszusehen vermochte.

Wie so ganz anders hat sich ja jetzt schon alles gewendet, als jene wollten, die führten und rieten. So viele von ihnen sind schon verschwunden und still geworden, oder modern in kühlen Gräbern oder auf tiefem Meeresgrund.

Der Friede kommt wohl nur dann bald, wenn auf den militärischen Sieg verzichtet wird, andernfalls ist es nicht undenkbar, daß der Kriegszustand allmählich latent wird, daß alles damit sich abfindet und daraufhin für lange Zeit sich einrichtet.

Ob die Völker das tragen werden?

Doch wir wollen an die Möglichkeit eines baldigen Friedens glauben und uns fragen, wie ein solcher Frieden zum Gedanken des Pazifismus sich verhalten könnte.

Wenn wir von den scheußlichen Bildern des heutigen Krieges uns ab — und der Arbeit des Friedens uns zuwenden, so tritt uns auch da kein erfreuliches Bild entgegen.

Auch da Kampf! Und zwar wildester Kampf überall: zwischen den Angehörigen des eigenen Volkes, Kampf um Vorrechte, um Verdienst, um Gewinn, um Macht und Einfluß!

Und naturgemäß setzt das Gleiche sich fort von Land zu Land.

Aus solchem Kampf entstand ja der Krieg!

Im kleinen engen Kreise wird die Menschheit suchen müssen, die Gegensätze zu mildern; nur auf diesem Wege gelangt man zum Fortschritt.

Aus eigener Erkenntnis heraus werden die Menschen als solche und als Masse kaum besser. Sie bedürfen des Zwanges. Der Zwang kann erfolgreich nicht durch äußere Mittel, und seien sie noch so kräftig und gewaltjam, er kann nur durch Einrichtungen ausgeübt werden, welche Gesamtheiten sich auferlegen und zwar freiwillig sich auferlegen.

Die Menschheit wird kaum noch einem Tyrannen unterworfen werden können und von Tyrannen, welche das Gute wollen, hat man noch selten gehört.

Man könnte sich Genossenschafts-Organisationen denken, welche — dank weiser Satzungen — stetsfort regulierend, ausgleichend und vermittelnd wirken.

So etwas schwebt den Besten unserer Sozialisten vor; sie denken dabei an die ersten Gemeinschaften der Jünger Jesu Christi und an das endliche Werden eines Gottesreiches auf Erden.

Wir würden irre gehen, wenn wir solche Männer einfach als bedeutungslose Schwärmer abfertigen wollten.

Aus dem furchtbaren Geschehen des Weltkrieges heraus kann auch nach der andern entgegengesetzten Richtung etwas wachsen, das über unsere heutige Voraussicht hinausgeht.

Die Schwierigkeit irgend einem derartigen Gebilde Dauer und Bestand zu sichern, dürfte immer darin liegen, daß es eben Begabte und Unbegabte, Starke und Schwache, Böse und Gute, Tapfere und Ängstliche, Sparer und Verschwender, Fleißige und Faulle und tausend weitere Gegensätze gibt.

Doch auch Männer, die aus der nüchternsten Wirklichkeit, aus dem aufgeregtesten Treiben des modernsten Erwerbslebens stammen, denken an derartiges, denken an die Notwendigkeit und Möglichkeit von Ausgleichen, wie dies die Schriften Rathenaus darlegen.

Ist das nicht ein merkwürdiges Zeichen der Zeit?

Das eine scheint mir klar: aus der heutigen Form des Erwerbslebens kann Pazifismus nicht entstehen. Er schließt die Hoffnung auf ewigen oder auch nur auf dauernden Frieden aus; denn sein Element ist Kampf bösester Art.

Pazifismus bedingt vor allem andern Verzicht, soziales Denken, Streben nach sozialem Ausgleich.

Die eine Folge des erhofften Friedens sollte und wird wohl ein gewaltiges Anwachsen sozialer Gesinnung sein. Nur so wird eine erste Grundlage geschaffen auf der weiteres sich natürlich und gesund entwickeln kann. Unsere und die kommenden Generationen werden Schritte zu machen haben, wie die französische Revolution einer war, nur solche Schritte führen der Besserung, der Hoffnung der Pazifisten zu: aber allmählich nur und langsam und vielleicht unter gewaltigen Rückschlägen, wie wir jetzt gerade einen erleben.

Die Bündnisse, welche in der Hoffnung, den Frieden zu erhalten geschlossen wurden, sind zu Ursachen des Krieges geworden.

Ein Ziel jeder Volkserziehung wird es sein müssen, die Völker zur Selbstregierung zu befähigen. Sind sie einst dazu wirklich reif, dann dürfte die Kriegsgefahr stark sinken.

Dann erst wird ein Völkerbund möglich, der wirklich Völkerfrieden sichert.

In solchen Gedankengängen ist es vielleicht möglich einiges Licht zu werfen auf das, was kommen, was Menschenfreunde wünschen könnten.

Aber wie es Leute gibt, die aus dem Kriege ungeheuren Nutzen ziehen, um so ungeheuren je länger er dauert und je wilder er

wütet, so gibt es auch Leute ganz ähnlicher Art, die den Frieden herbeisehnen und wohl gar Pazifisten heißen möchten.

Freies Feld hoffen sie für ihre Unternehmungen, ob sie dem Ganzen oder ob sie nur ihnen und ihrem kleinen Kreise dienen. Ruhm, Ehre und vor allem Geld und Genuß für sie und die ihren! Vor solchen Pazifisten bewahre uns Gott!

Durch sie gewann der Kapitalismus seine häßlichste und gefährlichste Form und Macht — so wurde der Amerikanismus mit seinen Trusts groß und mächtig.

Wir Schweizer waren auch Bewunderer dieses Systems und beinahe wären wir darüber aufgefressen worden! Jetzt erst sind uns die Augen aufgegangen! In nächster Nähe haben wir reiche Gelegenheit zuzuschauen, wie in diesem Sinne die kommende Zeit vorbereitet wird!

In solcher Gestaltung der Dinge des Friedens liegt böse Zukunft — sie birgt neuen Krieg — von ihr dürfen wir nichts wissen wollen. Gegen sie müssen wir kämpfen und uns stemmen mit aller Kraft und mit dem letzten Rest gesunden Denkens.

Nur auf dem früher geschilderten Weg des sozialen Ausgleiches dürfen wir der Hoffnung auf Frieden entgegensehen und dem Gedanken des Pazifismus uns anschließen.

Die Natur treibt den Menschen zum Egoismus, zum Genuß. Jede ethische Lehre arbeitet dem entgegen. Die edelste, schönste und reinste Lehre, welche die Welt je empfing, ist die, welche Jesus Christus predigte und welche er mit dem Tode am Kreuze besiegelte.

Es ist die Lehre von der Gemeinschaft, der Nächstenliebe, welcher der Einzelne sich unterzuordnen, der er Opfer zu bringen hat.

In ihr liegen eigentlich alle Wünsche der Menschheit nach dem Guten und dem Glück verborgen. Solcher Weg allein führt die Welt vorwärts und aufwärts.

Man darf wohl sagen, daß — ideal gesprochen — der gutgeleitete moderne Staat diese Lehre sich zum Vorbild genommen hat und daß er in diesem Sinne ausgleichend wirken möchte.

Er trifft zu dem Zwecke eine Menge Einrichtungen und erläßt Gesetze, welche notwendig einen immer sozialeren Charakter angenommen haben und in noch höherem Maße erhalten müssen. Alle diese Gesetze wirken erzieherisch auf den Einzelnen wie auf die Masse.

Man darf weiter behaupten, daß diese erzieherische Wirkung umso kräftiger und erfolgreicher ein ganzes Volk umfaßt, wenn das Volk selbst — und nicht irgend ein Souverän — sich solche Gesetze gibt und wenn diese Gesetze möglichst vieles der Initiative überlassen.

Nur ein sittlich hochstehendes, erzogenes Volk kann das. Das Ziel jeder Regierungsform muß es sein, das Volk auf diese Höhe zu bringen.

Wir halten deshalb die Republik für die höhere Staatsform und erhoffen von ihr, daß durch sie der Gedanke der Solidarität, der Volksgemeinschaft immer neue Völker sich unterwerfen werde. Wären diese Ideen nicht jetzt erst zum allgemeinen Durchbruch gekommen, so wäre wohl die Welt vor dem Kriege bewahrt geblieben. Eine wohleingerichtete Demokratie darf als ein Element und als eine Förderung des Friedensgedankens angesehen werden, weil sie auf dem Gemeininn und auf der Volksgemeinschaft aufgebaut ist.

Aber alles Menschenwerk ist meist klein, unvollkommen und mangelhaft. Wir Schweizer wissen ja nur zu gut, wie weit entfernt unsere Republik von ihrem Ideal ist, und wir erfahren täglich wie Eigennutz und Menschenfurcht uns immer wieder aus dem Geleise und zurück werfen.

Auch im Verfolg der stolzesten Hoffnung und hochfliegender Pläne müssen wir immer wieder mit dem Schwergewichte menschlichen Ungenügens rechnen. Anderfalls ist unsere Rechnung falsch und unser Flug ein Traum.

Wollte man nun den Gedanken des Friedens, den Pazifismus allem andern voraus stellen, könnte aber Gemeininn und soziales Denken nicht gleichzeitig eine alles beherrschende Bedeutung und Kraft erlangen, so müßten sehr wahrscheinlich zwei Faktoren zu furchtbaren Gefahren der Menschheit sich auswachsen:

1. Der von Genußsucht getriebene Materialismus, der wie wir sahen, letzten Endes wieder zum Kriege führt, und
2. Eine durch kein Gegengewicht gehemmte Verweichlichung.

So war es früher nach heftigen und langen Kriegsepochen! So wird es wieder, nur bietet die heutige sogenannte „Kultur“ der Entwicklung dieser Gefahren viel fruchtbareren Nährboden.

Es müßten aber Mittel und Wege gesucht werden, dem entgegenzuwirken.

Vielleicht lassen sie sich finden durch Schaffung von Verpflichtungen zu Leistungen zum allgemeinen Besten, welche jeden Einzelnen zu starken Opfern materieller und persönlicher Art und auch zu körperlicher Leistung und Entsjagung zwingen. All das müßte dem allgemeinen Besten in irgend einer Form zu Gute kommen. Daraus ergibt sich, daß z. B. der sogenannte „Sport“ solcher Aufgabe nie genügen könnte.

Ein solches Mittel war aber bisher der allgemeine Wehrdienst, besonders im Milizheer unserer kleinen Republik.

Wohl ist in erster Linie Zweck und Aufgabe dieses Wehrdienstes Land und Volk vor dem Kriege zu schützen oder — wenn

dies unmöglich geworden — es durch den Kampf der Zukunft und seiner Bestimmung zu erhalten.

Aber Sie müssen mir nun auch gestatten, Ihnen darzulegen, wie dieses Heerwesen sich entwickeln und fördern läßt, sodaß es auch in anderer Richtung zum Segen des Landes werden und seinem sittlichen Fortschritt dienen kann. Vielleicht erkennen wir dann doch, daß das eingangs angeführte Wort des großen Schlachten- denkers nicht — wie viele zu meinen scheinen — einer rohen Kriegerseele, sondern einer tiefen Erkenntnis des menschlichen Herzens entsproß.

Der Zweck jeder tüchtigen Heeresorganisation und Heereserziehung ist es, alle in ihr zusammengefaßten Elemente zur höchst möglichen Kraftäußerung, unter Höchstleistung jedes Einzelnen zu bringen. — Diese gesammelte Kraft soll jederzeit bereit sein und jederzeit zur vollsten Wirkung gebracht werden können.

Zur Erreichung dieses Zieles braucht es die unbedingte Hingabe jedes Einzelnen an die ihm auferlegte Pflicht und peinlichste Erfüllung dieser Pflicht.

Solche Hingabe ist durchaus nötig, im Interesse des Ganzen welchem Zweck dieses Ganze im Falle des kriegerischen Konfliktes zu dienen hat, darf hier außer Betracht fallen. Diese Hingabe wird durch die militärische Disziplin erreicht; diese ist die Folge einer plan- vollen länger einwirkenden Erziehung zur Gemeinschaft. Viele sehen in der Disziplin nichts als die Furcht vor Strafe und den Zwang. Das ist falsch!

Die militärische Disziplin ist heute kaum mehr daselbe was z. B. das wundervolle kleine Söldnerheer Friedrichs II. zusammenhielt und es unbesiegbar machte. Allerdings wird immer hinter dieser Er- ziehung zur Disziplin die Macht des Vorgesetzten und die Strafe stehen. Aber auch der Staat setzt auf Uebertretung des Gesetzes Strafe. Schließlich ist Disziplin im weitesten Sinne Voraussetzung jedes geordneten Staatswesens wie überhaupt jeder konsequenten und ernstesten Leistung.

Aber je besser eine militärische Erziehung eingerichtet, je höher der Geist ist, der über ihr waltet, desto mehr tritt die Strafe in den Hintergrund, desto seltener wird sie, desto weniger hat der Pflicht- bewußte sie zu fürchten und desto mehr wird das Ehrgefühl zum treibenden Faktor der Disziplin.

Der jetzige Krieg hat solche Auffassung weiter entwickelt und das Verhältnis zwischen Vorgesetzten und Untergebenen schöner ge- staltet. Wenn auch nach wie vor augenblicklicher und unbedingter Gehorsam verlangt werden muß, so hat doch der Disziplinbegriff mit dem nur wenig mehr gemein, was man darunter in den Söldner- und Konfiskationsheeren bis tief in die Mitte des 19. Jahrhunderts verstand.

Ein nicht zu unterschätzender, unserm Milizheer eigentümlicher Umstand liegt dann darin, daß, je höher einer im Heeresorganismus steigt, desto größer sind — wenigstens im Frieden — die Opfer, welche er dem Wehrdienste zu bringen hat. Dieser Wehrdienst bringt kaum einem Vorteil, auch denen nicht, welche ihn in der Schweiz berufsmäßig treiben.

Unser Wehrdienst kann — und er soll in der Folge immer mehr — zu einer Schule der Solidarität werden, welche dem Bürger in eindringlicher Weise vor Augen führt, welche gewaltige Wirkung und Leistung erzielt wird, wenn der eine zum andern steht und alles einem gemeinsamen Ziele zu Liebe fest zusammenhält.

In dieser Schule wird aber auch die körperliche Leistungsfähigkeit jedes einzelnen erhöht, seine Willenskraft gestählt. Er wird zur Rücksichtslosigkeit gegen sich selbst, zur Bedürfnislosigkeit erzogen, sein praktischer Sinn wird gemehrt. So fördert das Ganze im Anschluß an das was Familie und Schule tat, die Entwicklung der Persönlichkeit, die gesunde starke ausgeprägte Männlichkeit. Und all die Zehntausende, welche in Vorgesetztenstellungen gelangen, lernen organisieren, anordnen, befehlen.

All das kommt doch zweifellos in hohem Maße dem bürgerlichen Leben der Allgemeinheit zu Gute, es steigert die Brauchbarkeit der Bürger und ihre Prosperität.

Ist es denkbar, eine Einrichtung zu schaffen, welche ähnliches leistet? Ich zweifle.

Und diese ganze Einrichtung beruht ja bei uns auf dem Willen des Volkes. Es hat Mittel deren Gang zu kontrollieren und zu beeinflussen und es kann sie aufheben, wenn es sie nutzlos, gefährlich oder schädlich findet.

Wohl weiß ich, daß all das in der Praxis anders aussieht. Ich weiß, wie weit unsere militärischen Einrichtungen und unsere militärische Erziehung noch vom gezeichneten Ideal entfernt sind. Unser Heerwesen war nach seiner Reform von 1907/12 eben erst im Werden und soll in diesem Sinne weiter entwickelt und gefördert werden, wenn überhaupt nach dem Kriege Heere weiter existieren sollen.

Aus all diesen Darlegungen dürfte sich ergeben, daß unser Militärwesen mit Militarismus eigentlich nichts zu tun hat.¹⁾ Ja, ich halte dafür, daß unser Milizwesen, wenn es zu jener Vollkommenheit gebracht wird, die ich andeutete, Bedeutung für die ganze Welt und zwar im pazifistischen Sinne gewinnen kann.

In der Möglichkeit, daß später die Großstaaten, unter dem Drucke der materiellen und moralischen Folgen des Weltkrieges, zu ähnlichen Wehrsystemen übergehen, liegt ein Weg der — in Verbindung mit andern Maßnahmen politischer Natur — zu einer Ver-

¹⁾ Vgl. Nicolai, Biologie des Krieges.

minderung und Hinausschiebung künftiger Kriegsgefahr führen könnte. Ich erlaube mir, hierüber folgendes Ihrer Ueberlegung zu unterbreiten:

Ich behaupte: Ein vervollkommnetes, straff geschultes, aber dem demokratischen Gedanken in hoher Auffassung dienstbar gemachtes Milizheer ist ein gewaltiges Instrument des sozialen Ausgleichs. Ein Milizheer steht eigennützigen Plänen bestimmter Cliquen und Klassen nicht zur Verfügung.

Die Mobilisierung des Milizheeres bedingt eine viel tiefer greifende Störung des ganzen Erwerbslebens als der Uebergang auf Kriegsfuß eines noch so großen stehenden — resp. Cadresheeres. Darin liegt eine Hemmung des Kriegsausbruches.

Im Augenblicke des Kriegsausbruches ist die Kriegsbereitschaft auch des besten Milizheeres eine geringere als die des stehenden Heeres, der „strategische Ueberfall“ ist daher weniger wahrscheinlich. Gerade der strategische Ueberfall aber war in den letzten Jahrzehnten das Ziel aller Kriegsvorbereitungen, war von allen Parteien am meisten gefürchtet.

Gelänge es, den allgemeinen Uebergang zum Milizsystem herbeizuführen, so wäre wohl die Kriegswahrscheinlichkeit künftig sehr herabgemindert und ungeheure Summen an Geld und Arbeitskraft blieben friedlicher Tätigkeit erhalten. Und die Welt ginge doch der Wohltat kriegerischer Vorbereitung ihrer Männer nicht verloren denn ich glaube, daß diese Vorbereitung eine Notwendigkeit ist.

Es ist kein Zufall, daß mitten in den furchtbarsten Kriegswirren, welche die Welt je sah, einer weiblichen Dienstpflicht gerufen wird. Es sind nicht die schlechtesten Frauen, welche diesen Ruf erheben.

Er mag auch uns Männern zu denken geben!

Ob es künftig überhaupt möglich sein wird, Heere von der ungeheuren Größe der jetzt tätigen in irgend einer Form bereit zu halten, ist eine andere Sache. Die Kosten u. A. für das Material, Munition u. s. w., deren Erneuerung dürften derart gewaltige, über alles Maß hinausgehende sein, daß sie von keinem Lande mehr getragen werden können.

Ich enthalte mich hier dieser Frage irgendwie näher zu treten.

Ich bin zu Ende! Aus der bunten Reihe der Gedanken möge jeder sich seine Schlüsse ziehen.

Jetzt haben wir die Pflicht, uns und der Nachwelt die Schweiz zu erhalten, denn ihr ist von Gott eine Aufgabe gestellt. Dafür muß jeder Schweizer bereit sein, Leib und Leben zu opfern.

Werfen wir Waffe und Schild weg, so geben wir preis, was in viel hundertjähriger Entwicklung zu einem Hort der Welt geworden ist.

Das kann und darf keiner wollen, das muß gerade jetzt weit ins Land hinausgerufen werden.

Unser feste Wille zum Schutz unseres Landes gegen jede Verletzung durch einen Dritten ist ferner für uns eine internationale Pflicht von sehr großer Bedeutung für ganz Europa.

Würden die durch die Schweiz führenden Operationslinien den fremden Heeren geöffnet, so gewänne der Krieg gewaltige Nahrung und würde zu einer, alles frühere übertreffende Hestigkeit und Ausdehnung entfacht.

Unser Milizheer dient also auch in diesem Sinne hohen Interessen, welche weit über unsere geographische Bedeutung herausgehen.

Und unser Wille uns zu wehren und die Fähigkeit es zu tun erlauben uns Schweizern in dieser furchtbaren Kriegszeit uns vorzubereiten, um in den kommenden Zeiten des Friedens besser und wirksamer als vorher unserer Aufgabe zuzuschreiten: „Auf dem Wege rastloser weitfichtiger Arbeiten des sozialen Ausgleiches eine innigere Volksgemeinschaft zu schaffen.“

In diesem Ziel sollten wir alle, die wir heute noch so bitter miteinander zanken, uns finden.

Ich aber bin stolz darauf in heutiger Zeit ein Führer unseres Heeres heißen zu dürfen.

Wildbolz.

Gedanken über den Militarismus.

(Als Antwort auf den vorstehenden Vortrag von Herrn Oberst Wildbolz.)

Pazifismus oder Militarismus — oder wie man die Fragestellung immer formulieren mag — jedenfalls ist dies Problem noch nicht aus den Traktanden verschwunden, sondern jetzt durch die Friedensverhandlungen von neuem aktuell geworden. Wir wenden ihm darum gern unsere Aufmerksamkeit zu.

Den obigen Ausführungen können wir eine gewisse Sympathie und Zustimmung nicht versagen. Es ist zu begrüßen, wenn auch ein höherer Offizier es bekennt, daß der moderne ins Ungefunde gestiegerte Kriegsmechanismus auch dem begeistertsten Soldaten zum Ekel geworden ist; wenn derselbe Verfasser der wachsenden Einsicht Ausdruck verleiht, daß der Krieg seine Wurzeln im wirtschaftlichen Kampf des modernen Erwerbslebens hat; wenn er der Hoffnung auf ein gewaltiges Anwachsen sozialer Gesinnung Raum gibt und darum auch der Selbstregierung der Völker und dem Völkerbund das Wort redet. Wir sind auch einverstanden mit der Beurteilung einer nur auf Genußsucht zielenden Friedensliebe und selbstverständlich auch in der Anerkennung und Forderung sozialer Gesinnung und Einrichtung als Grundlage eines jeden Staatswesens, das auf Fortschritt Anspruch macht.

Wo diese Voraussetzung fehlt, da wird allerdings nicht nur Materialismus und Verweichlichung eintreten, sondern eine Verschiebung des Besitzes im Sinne einer wirtschaftlichen Plutokratie, die auch in einer politischen Demokratie ihr ausbeuterisches Wesen treiben kann.

Doch lassen wir es einmal bei den vom Verfasser genannten schlimmen Folgen eines oberflächlichen Pazifismus bewenden; Genußsucht und Verweichlichung, so ungefähr nach der Ansicht Rousseau's, daß „wenn der Luxus sich ausbreitet die militärischen Tugenden verschwinden.“

Nun sollen aber diese der Verweichlichung entgegenarbeitenden militärischen Eigenschaften erhalten werden durch Beibehaltung des allgemeinen Wehrdienstes im Milizheer. Wenn ich Oberst Wildbolz recht verstehe, so will er zwar die bisherige Abzweckung militärischer Ausbildung, nämlich das Kriegsführen, als etwas Menschenunwürdiges womöglich ausgeschaltet wissen, den Militärdienst aber beibehalten und ihm einen sittlich höher stehenden Zweck geben, nämlich die erzieherische Wirkung auf die Diensttuenden, die Abhärtung und Stählung von Geist und Körper durch militärische Disziplin.

Diese Auffassung legt mir folgenden Vergleich nahe: Im Lauf der Zeit hat die alte Schutzwehr der Stadtmauern ihre direkte praktische Bedeutung verloren, sie ist aber immerhin von historischem und ästhetischem Wert und soll darum erhalten bleiben. So soll die Miliz um des ihr anhaftenden ethischen Wertes willen weiter bestehen. Nun hat es sich aber doch bei der weiteren Entwicklung der Städte herausgestellt, daß die erhaltende Tendenz sich auf die Dauer nicht rechtfertigen ließ, wollte man sich nicht dem Vorwurf der Platzverschwendung aussetzen; und so mußte das stolze Mauerwerk neuen Bedürfnissen weichen. Wäre es nicht auch ein unverantwortlicher Luxus, wenn man den ganzen militärischen Apparat lediglich um der damit erzielten Disziplin willen aufrecht erhalten wollte?

Es ist aber nun außerdem noch sehr fraglich, ob der Militärdienst jene vielgepriesene erzieherische Bedeutung hat. Wir verkennen die heilsame Wirkung einer strammen Disziplin durchaus nicht; aber da, wo sie zur bloß formalen Tugend wird — und das ist doch beim Exerzieren in hohem Maß der Fall — da wirkt sie lähmend auf die Entwicklung der spontanen Kräfte und Regungen im Menschen. Es ist überaus charakteristisch, daß, als einmal in einem dichtbesetzten Tramwagen es jemand als unschicklich empfand, daß keiner der Wehrmänner einer stehenden Dame Platz machte, ein Soldat zu seiner Rechtfertigung bemerkte: „Man hat uns gewöhnt, uns nur nach dem Kommando zu richten“. Es ist gar nicht zu erwarten, daß bei dem rein formalistischen Massendrill individuelle Eigenschaften wie Taktgefühl, Rücksicht und Ritterlichkeit gefördert werden, jedenfalls leiden oft die ausgeprägteren Persönlichkeiten unter dem Mechanismus der mehr aufs Aeußerliche gerichteten Disziplin. Auch ist zu bezweifeln,

ob der Wehrdienst bei der scharfen Beobachtung der Gradunterschiede und bei der peinlich durchgeführten Trennung von Offizierkorps und Mannschaft besonders geeignet sei, eine „Schule der Solidarität“ zu werden. Wir haben in Schule und Kirche, Partei und Fabrik genug Massenbetrieb, um einer Ueberspannung der Individualität das nötige Gegengewicht von Gemeinschaftssinn zu bieten. Der erstrebenswerten und in gewissem Sinn erreichten Förderung des Pflichtgefühls und Gewöhnung an Ordnung durch militärische Zucht steht als dunkler Schatten die moralische Verseuchung im Kasernenleben gegenüber.

Kurz, mir will es scheinen, die Zeit sei nicht mehr fern, wo es gilt, das Militärwesen, soweit es einen erzieherischen Wert haben soll, durch eine andere zweckmäßigere, der Prosperität des allgemeinen Wohles besser dienende Einrichtung zu ersetzen; das beweisen ja auch am besten die jüngsten Erörterungen über das Kadettenwesen (im Zürcher Turnlehrerverein), wo sogar Offiziere gegen Beibehaltung jener Institution votiert haben. Sie gingen von der Erfahrung aus, daß die Waffe nicht das geeignete Instrument ist, um Körper und Geist des Menschen richtig auszubilden. Es will uns nie und nimmer einleuchten, daß der Waffendienst, der sich während des Weltkrieges als der alles zerstörende Faktor in der Menschheit offensichtlich kompromittiert hat, nun für die Friedensära als Universalmittel seinen Ehrenplatz behauptet. Wir haben andere Einrichtungen, die diesen Dienst besorgen können, sie müssen gar nicht erst erfunden, sondern nur anders eingeschätzt und ausgestaltet werden. Warum statten wir den gemeinsamen Unterricht und die gemeinsame Arbeit nicht mit all jenen bezaubernden Emblemen aus, welche bisher dem Militärdienst in den Augen des Volkes das hohe Ansehen und die Zugkraft verliehen haben? Warum soll uns gerade die Ausnahmearbeit des menschenunwürdigsten Handwerks mit allen Mitteln der Aesthetik zu einer Augenweide gemacht, ja mit religiöser Weihe umgeben werden, während die vornehmste Tätigkeit des Menschen, das Lernen und besonders das Arbeiten mehr als stiefmütterlich behandelt werden, so daß die ewige Monotonie alles unmittelbare und echtmenschliche Empfinden im Menschen hier wie dort zu ersticken droht? Ursprünglich war die gemeinsame Tätigkeit des Menschen bei unzivilisierten Völkern mit rythmischen Gesängen begleitet und gesättigt mit urwüchsiger Poesie, heute ist die Massenarbeit unter dem Szepter der Geldherrschaft zur trostlosesten Eintönigkeit, bei der Leib und Seele verkümmern, herabgesunken, währenddem sie von einem höheren Gesichtspunkt aus aufgefaßt und betrieben eine viel bessere, näherliegende Gelegenheit zur Disziplinierung von Geist und Körper bieten würde als der Militärdienst.

In diesem Zusammenhang sei auf die vielfach gemachte Anregung hingewiesen, den letzteren durch den Zivildienst zu ersetzen. Man setze einmal an Stelle der allgemeinen Wehrpflicht die allgemeine Arbeitspflicht und organisiere die Jungmannschaft zur Ausführung größerer Werke im Interesse des Gesamtwohles, wie z. B. zur Urbar-

machung des Landes, Anlegung von Straßen, Flußkorrekturen u. s. w. Wenn die verschiedenen Stände sich je nach ihrer Fähigkeit an solch gemeinsamem Arbeiten auch nur zeitweise beteiligen, wäre das gewiß eine recht instruktive Schule der Solidarität und würde des patriotischen Hintergrundes nicht entbehren. Man mache doch einmal wenigstens mit den Dienstverweigerern den Anfang und lasse sie mit nützlicher Arbeit der heimatischen Scholle dienen, auf die Gefahr hin, daß sich mehr als bisher hiezu melden. Das Vaterland käme dabei gewiß nicht zu kurz.

Neben solchem Zivildienst der Männer würde bei den Frauen das weibliche Dienstjahr den entsprechenden Zweck erfüllen.

Warum sollte der durch die Kriegsjahre ernüchterte Staatsbürger und Militarist dafür nicht endlich reif sein? Warum soll er immer wieder dazu erzogen werden, nur im Wehrdienst seine Hingabe an das Vaterland zu erblicken, während er sonst, im Erwerben und Bersteuern der größte Egoist sein darf? Warum soll der Waffendienst patriotischer sein als die alltägliche Arbeit, die wir doch auch für andere leisten. Warum soll nur das Militär sich bis auf den letzten Knopf tadellos ausrüsten dürfen und mit allen Mitteln einen imposanten Eindruck erwecken, warum hat es allein sein geheiligtes Banner und seine faszinierende Musik und die feierliche Feldpredigt? Man streife einmal all diese Zutaten ab und lasse das Aufgebot wie einen Trupp Lohnarbeiter durch die Straßen ziehen, dann wird sich zeigen, wie viel Enthusiasmus für das Militärwesen noch übrig bleibt. Ungefähr so viel als dem Katholiken an Religion verbleibt, wenn man ihm den Kultus raubt.

Klingt das nicht fast wie eine Blasphemie? Man wird sich den ganzen Apparat nicht rauben lassen, sondern mit aller Leidenschaft sich dafür wehren. Warum? Weil sich dahinter etwas verborgen hat, das wie ein schützendes Heiligtum verehrt wird: die Waffe, welche schützt und die Existenz sichert. Es ist der Glaube an die Unentbehrlichkeit der Gewalt auch in der Gestalt eines demokratisch-republikanischen Milizheeres. Damit kommen wir auf die Hauptfrage: **W o r i n b e s t e h t S c h u z u n d S i c h e r h e i t d e s L e b e n s ? I s t e s d i e G e w a l t o d e r d a s R e c h t ?**

Bleiben wir bei der bisher angestellten relativen Betrachtung der Dinge stehen, so können sich schließlich Pazifismus und Militarismus die Hand reichen. Beide Teile machen gegenseitig einige Konzessionen: der Pazifist anerkennt die militärische Verteidigung und der Militarist will sich mit einem möglichst harmlosen Milizheer begnügen. Beide schließen, wenn auch von verschiedenen Seiten herkommend, einen Kompromiß, und die Welt hat Ruhe. Das wäre ganz schön, wenn nicht eine große Täuschung dabei im Spiele wäre, so lange nicht die prinzipielle Seite der Frage klar und deutlich ins Licht gerückt ist. Es ist nämlich die Gefahr vorhanden, daß im gegebenen Fall trotz dem scheinbaren Ausgleich der Militarist nicht nur den

Pazifist mit sich fortreibt, sondern selbst von dem in ihm schlummernden System der Gewalt bis zum Äußersten getrieben wird. Dafür leistet der Weltkrieg den klassischen Beweis, es gibt keine Einschränkung oder Humanisierung der Gewalt, selbst das bisherige Völkerrecht, das auf der Voraussetzung der gewaltsamen Entscheidung beruhte, mußte notwendig in die Brüche gehen. „Der Krieg als solcher bedeutet die Aufhebung des Rechtsbegriffs und der Appell an die Waffen beweist, daß man das Recht nicht mehr als höchste Instanz anerkennen, sondern die Macht vor das Recht setzen will.“ (Nicolai).

Daß aber die Menschen, gleichgültig ob als Staat oder als Revolutionspartei so rasch bereit sind, die Entscheidung mit den Waffen herbeizuführen, beruht nicht irgendwie auf einem unüberwindlichen Naturgesetz, sondern in einer Wahnvorstellung, in einem noch unüberwundenen Aberglauben, im tiefwurzelnden Glauben an die Gewalt als einer Art höchster Instanz: Macht geht vor Recht. Die Weltgeschichte kann uns aber zur Genüge lehren, daß solche gewaltsam erreichten Ziele im besten Fall von kurzer Dauer waren, es sei denn, daß gewisse Rechtsanschauungen zu gleicher Zeit sich Bahn gebrochen haben. Was hat die römische Kirche mit den Dragonaden und Scheiterhaufen erreicht? Was dagegen an der französischen Revolution Bestand hatte, gründete sich nicht auf die Anwendung der rohen Gewalt, sondern auf die unbedingte Gültigkeit der Menschenrechte, ja es läßt sich eine Umwälzung denken, bei welcher mit wenig Blutvergießen dieselben Rechte gesiegt hätten, wie wir dies ja bei dem Sturz der deutschen Monarchie eben erst erlebt haben.

Man darf darum behaupten, daß die Rechtsvorstellungen das Entscheidende sind, und daß die Gewalt sich ohne oder gegen dieselben nicht auf die Länge durchsetzen wird.

Mit anderen Worten, wir glauben an das Recht und nicht an die Gewalt; wir sind wenigstens jetzt nach dem Zusammenbruch des gewaltstrotzenden deutschen Imperiums, das mit seiner auf die höchste Leistungsfähigkeit gesteigerten Militärmacht in ein paar Monaten glaubte die Weltherrschaft an sich reißen zu können und doch so gründlich Fiasko gemacht hat, sowohl in technischer, wie in ethischer Hinsicht, — wir sind nun nach alle dem, auf dem besten Weg, vom Aberglauben an die Waffengewalt geheilt zu werden und in der Proklamierung von Rechtsgrundsätzen das Heil der Menschheit zu suchen. Die Gewalt wird freilich damit nicht ganz ausgeschaltet in der Praxis, aber sie hat nicht mehr die Bedeutung einer letzten und höchsten Autorität, denn nun soll es heißen: Recht geht vor Gewalt.

Ob sich solches in Kürze mit aller Deutlichkeit erfüllen wird, läßt sich natürlich nicht voraussagen, es ist zunächst eben Sache des Glaubens. Es ringen zwei Weltanschauungen miteinander, die eine, welche sich auf die Gewalt verläßt, in jeder äußeren oder inneren Gefahr bei der Waffe Zuflucht sucht und die Rechtszustände davon abhängig macht, und die andere, welche das Rechtsgefühl im Menschen

als die stärkste Macht erkannt hat und darum an diese appelliert auf die Gefahr hin, dem äußeren Anschein nach und vielleicht in der ersten Phase des Kampfes den Kürzeren zu ziehen. Das hängt natürlich mit einer ganz andern Einschätzung von Wesen und Bestimmung des Menschen, mit einer anderen Wertschätzung der sogenannten Imponderabilien im Lauf der Geschichte, in letzter Linie mit dem metaphysischen Hintergrund der Weltregierung zusammen.

Darum ist die Frage für uns prinzipiell wichtig und auch in den Konsequenzen nicht belanglos.

Wir haben schon während des Weltkrieges in dem damals recht brennenden Problem der Landesverteidigung versucht, diese Stellungnahme festzuhalten, obwohl zuzugeben ist, daß diese Frage angesichts der politischen und geographischen Lage der Schweiz besonders heikel und kompliziert ist. Wir ziehen auch für die Zukunft die Folgerung, daß für die Existenz unseres Vaterlandes eine politisch unantastbare Haltung und innere Geschlossenheit wichtiger ist als aller militärische Aufwand. Und gerade jetzt, wo der Gedanke des Völkerbundes greifbare Gestalt gewinnen soll, können wir nicht etwas aufrecht erhalten wollen, das wie alte Stadtmauern der Entwicklung und Neugestaltung des Völkerverkehrs hindernd im Wege steht.

Freilich, nun erhebt sich an Stelle des Weltkrieges das Gespenst der Weltrevolution; die Front hat sich verschoben, sie ist nicht mehr national, sondern sozial. Aber auch bei dieser neuen drohenden Gefahr glauben wir nicht an den Erfolg der Gewalt weder von oben noch von unten. Sie führt vielmehr auf ein falsches Geleise, sie macht blind und unfähig für ein methodisch richtiges Aufbauen und gerechtes Arbeiten, sie dient dem ungeduldigen Fanatismus und schafft eine Atmosphäre der Verheerung, in der nichts Rechtes gedeihen kann; sie zwingt, den Weg der Gewalt bis zum äußersten zu gehen und ist darum ein Element der Zerstörung.

Darum gilt es nach außen und innen Rechtsgrundlagen zu schaffen, die der Solidarität der Völker und der Volksschichten besser dienen als die bisherigen. Jetzt muß es überall heißen: „Recht geht vor Gewalt!“ sonst kommen wir aus dem Verderben nicht mehr heraus.

L. Stückelberger.

Zwinglyworte.

Es ist kein Volk noch Königreich mit Kriegführen aufgetommen, das nicht am Kriegführen wieder zu Grunde gegangen wäre.

*

Wir sehen, daß christlicher Friede und Einigkeit viel größer wird, wenn die Wahrheit frei gesucht und ohne Gefahr mag angenommen werden, als wenn ihr gewehrt wird.